

Nr. 96. Bromberg, den 27. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wer Ref auszuhorchen versuchte, bekam keine Antwort, nur ein finsteres Gesicht. Er schämte sich, daß man so über ein Ding schwatzte, das noch nicht fertig war. Wußte man denn, ob alles gut gehen und ob es auch im Wasser so gut aussehen würde wie im Schuppen, und ob es schwimmen würde wie es sollte, gerade und aufrecht, und ob es vor dem Wind lief? Es gab noch tausend Bedenken. Er war nun wieder fleißig bei der Arbeit und kümmerte sich um nichts anderes.

Indessen ging die Zeit hin und die Wiesen wurden trocken. Das Gras wuchs, Blumen blühten. Die Jugend begann ihre Spiele auf dem Rasen, Ballschlagen, Laufen und Ringen. Anführer bei diesen Spielen war gewöhnlich ein Mann namens Gellir, ein kräftiger und eingebildeter Bursche. Seiner Mutter Sigrid gehörte Hang, ein Hof nicht weit von Schiffsstrand. Sie war eine reiche, stolze Bäuerin aus altem Geschlecht. Als einziger Sohn einer solchen Frau glaubte Gellir sich vieles erlauben zu können. Wo er dabei war, ging es laut und prahlerisch zu. Er trug bessere Kleider, als die meisten, und trank gerne mehr, als für seine Sitten gut war. Dann wurde er leicht gewalttätig, und darum war er nicht beliebt, aber da er nicht knauserte, hatte er immer viel Mitläufer. Wer auf sich hielt, hatte nicht gerne mit ihm zu tun. Er war schon zweimal in Norwegen gewesen, und sogar der König hatte Pelze von ihm gekauft. Das hatte ihn nicht bescheidener gemacht. Auch in diesem Jahre, hieß es, wolle er wieder nach Norwegen. Er hatte kein eigenes Frachtschiff. Er reiste mit norwegischen Kaufleuten, die auf Island überwintert hatten, und übernahm einen Teil des Schiffes und der Fracht auf eigene Rechnung. Das war so Brauch auf Island. Im anderen Jahr fuhr man dann mit denselben Kaufleuten oder mit anderen wieder nach Island und brachte norwegische Waren mit, Eisen, Tuche, Gewürze und Salben, allerlei Geräte, oft auch Silber und Gold, je nachdem der Handel geglückt war.

Gellir hatte jedenfalls mit seinen Fahrten in den beiden letzten Sommern gut verdient. Seit der Zeit war er noch pranziger als vorher. Eine Hausfrau hatte er noch nicht. Er wilderte in der Gegend herum, wie man sagte, und da er auch stark und gewandt war, wagte niemand recht, ihm entgegenzutreten. Bei den Spielen pflegte er sich immer vor allen auszuzeichnen. Er konnte es nicht ertragen, irgendwo der Zweite zu sein.

Gellir hörte auch von Ref und von seinem Meerschiff, das er heimlich bauen sollte. „Über so etwas lache ich", sagte er. „Ich habe gesehen, wie solche Schiffe gebaut werden, in Nidaros und Bergen, von gar hohen Meistern, die es wieder von anderen gelernt haben. Viele Männer bauen daran, jeder mit reicher Kunst und Erfahrung. Freilich, eine solche Seehundshütte, wie ihr sie hier habt, die kann auch ein solcher Trottel fertigbringen. Warum hält sich dieser Ref denn immer verborgen, wenn so viel an ihm ist? Warum ist er noch nie bei unseren Spielen erschienen? Hält er sich etwa für zu gut, dieser Meister Schiffsbauer, daß er sich gar nicht sehen läßt? Er ist neu in unsere Gegend gekommen. Es ist Zeit, daß er uns weist, was er kann, und ob man ihn für voll nehmen darf."

Gellir saß im Haus seiner Mutter unter einer Bande junger Burschen. Er schlug auf den Tisch und rief: „Auf! Wir wollen uns diesen Ref besehen. Er soll sich mit uns messen. Du, Kalf, sagst ja, daß er ein großer und starker Bursche ist."

„Das ist er wahrhaftig", sagte Kalf, „ich sah ihn zuweilen im Winter hinter Gests Ofen. Immer kam er spät am Abend herein, aß und verschwand bald. Viel Worte habe ich nie von ihm gehört. Aber so harmlos wie er sich stellt, ist er nicht. Hat er nicht auch den Thorbjörn erschlagen, einen großen Bauern und Streithahn! Als er mir die Hand gab, waren seine Finger wie ein Schraubstock."

„Man hört ja oft", sagte ein Dritter, „daß solche Trottel ausnehmend stark sind."

„Das werden wir morgen feststellen", sagte Gellir. Sie tranken weiter und sangen, balgten sich, zogen sich an den Knöcheln über den Tisch oder probierten, wer den anderen von der Bank auf die Erde drücken konnte. Junge Bullen auf fetter Weide.

Am anderen Morgen, als Ref eben zu seinem Schuppen hinunter wollte, kam die ganze Bande auf den Hof von Schiffsstrand, Gellir allen voran. „Da ist ja Ref", sagte Kalf.

„Das trifft sich gut", schrie Gellir und trieb sein Roß Ref in den Weg. „Du bist also Ref", sagte er von oben herab. „Und ich bin Gellir Sigridssohn. Merkwürdig, daß wir uns noch nicht gesehen haben."

„Ich habe von dir gehört", sagte Ref.

„Du bist hier neu in die Gegend gekommen", sagte Gellir, „und da ist es üblich, daß man an den Spielen teilnimmt, damit man weiß, wer in einer Gegend in diesem oder in jenem Spiel der Beste ist. So alt bist du doch wohl schon, daß du für voll genommen sein willst. Wir sind gekommen, dich einzuladen, daß du mitkommst nach Hang. Ich habe da einen guten Platz für alle Spiele."

Ref sagte: „Ich habe mich noch nie in Spielen geübt."

„So wird es nun Zeit dazu", sagte Gellir.

„Nein", sagte Ref, „ich glaube, ich eigne mich gar nicht dazu. Der Sinn steht mir gar nicht nach euren Spielen."

„Du hast wohl Wichtigeres zu tun", sagte Gellir und lachte.

„Es könnte sein", sagte Ref.

„Du willst also nicht mit uns nach Hang gehen? Ich lade dich ein und du schlägst es mir ab?"

Ja, das müsse er leider, sagte Ref.

„Gut", schrie Gellir, „jeder mag bleiben, wo er will, aber eins müssen wir wissen, ob du überhaupt Kraft hast, oder ob es mit deinen Knochen auch so ist, wie man von deinem Geist sagt, daß er nämlich nicht viel wert sei."

Ref wurde dunkelrot, aber er hielt an sich.

„Du wirst also hier mit mir ringen müssen, vor diesen Zeugen", sagte Gellir.

Ref schüttelte den Kopf und sagte: Nein, das wolle er nicht.

Da sprang Gellir wütend vom Pferde und sagte: „Wenn ich dich auffordere, mit mir zu ringen, so ist das eine Ehre für dich, weißt du. Und wenn du es abschlägst, so ist das eine Kränkung, die ich nicht hinnehme. Ich werde dich schon zwingen. Wehre dich." Ref rührte sich nicht, aber Gellir warf sich auf ihn und versuchte ihn gleich im Ansturm zu Boden zu werfen. Aber Ref stand fest und schwankte kaum. Gellir umschlang ihn und schlug ihm den Fuß in die Kniekehle. Aber Ref entwand sich ihm und hielt sich aufrecht. Gellir geriet in Wut und versuchte auf alle und nicht immer feine Weise Ref zu Fall zu bringen. Aber Ref war schneller und englitt ihm immer wieder. Noch immer beschränkte er sich darauf, die Angriffe Gellirs auszuhalten. Gellir schämte sich vor den anderen, daß er diesen Neuling nicht auf die Erde brachte und mühte sich immer toller ab, bis ihm zuletzt die Luft ausging und seine Griffe lockerer wurden. Da packte Ref ihn plötzlich mit der einen Hand unter den Hosengürtel und mit der anderen im Nacken, riß ihn hoch und schleuderte ihn weit von sich auf den Hof und auf die Steine. Gellir fiel aufs Gesicht und zerschlug sich die Ellbogen. Wie betäubt hockte er so einen Augenblick auf der Erde. Zu plötzlich war das gekommen. Einer wagte zu lachen. Da sprang Gellir auf, und man sah eine große rote Schramme auf seiner Stirn. Ref aber war schon im Weggehen. Er wollte mit diesen Raufbolden nicht mehr zu tun haben als nötig war. Da sprang Gellir zu seinem Pferd und ergriff seinen Speer. Alle schrien auf, und Gellir hatte noch soviel Vernunft, daß er den Speer umdrehte und nur mit dem schweren Schaftende nach Ref warf. Er traf ihn oben zwischen die Schultern und dann noch, da Ref sich schnell bückte, an den Hinterkopf. Aber dort war der Stoß nicht mehr schlimm. Ref taumelte ein paar Schritte. Aber schon hatte ein anderer den Speer aufgehoben, und Gellir und seine Begleiter sprangen auf ihre Pferde und jagten davon. Ref sah ihnen lange nach. Dann ging er an seine Arbeit.

Gellir brüstete sich im Reiten, wie er doch dem Burschen nun für seine eine Schramme zwei tüchtige Schläge verabreicht habe, einen in den Nacken und einen an den Kopf. „Er hat Schläge bezogen, der Schiffsbaumeister", schrie er. „Und er hat sie eingesteckt, der Feigling." Je weiter sie ritten, um so größer wurde die Heldentat. Von Gellirs Niederlage war nicht die Rede. Zuletzt hatten sie so viel über die Sache geschwatzt, daß sie selber glaubten, Gellir habe da dem Ref einen Denkzettel gegeben und Ref habe nicht gewagt, sich zu verteidigen. Gellir zweifelte nicht an seinem Sieg.

Es kam in der ganzen Gegend herum, daß Ref sich nicht gerade als ein Held gezeigt habe; daß er da etwas Schimpfliches auf sich habe sitzen lassen. Das Gerücht kroch selbst bis zu Ref. Die Knechte schwatzten jetzt manchmal am Feuer mit einander. Gest war nicht daheim, während dies geschah. Er war auf einer Gerichtstagung im Westen. Da wagten sogar die Knechte, Ref ein wenig zu hänseln. Aber er tat, als höre er sie nicht.

Als Gest heimkam, vernahm er auch von der Sache. Es gefiel ihm nicht, daß Ref sich so wenig mutig gezeigt hatte, wie es schien. Aber er sagte auch nichts. Ref hielt sich fleißig und still an seiner Arbeit.

*

Von daheim hörte Ref nicht viel. Gest hatte auf der Tagung, wo er gewesen war, auch Asgrim getroffen und von ihm vernommen, daß Rannveig Schafbergen an einen Norweger verkauft hatte und daß sie mit ihren Brudersöhnen nach Grönland fahren wolle. Eine gefährliche Reise für eine so alte Frau. Aber es war gut so. Alles schien dort in Ordnung.

Da hörte Ref eines Abends, als er müde von der Arbeit neben Gest auf der Bank saß und Dörrfisch kaute, draußen noch Pferdegetrappel. Gest schickte einen Knecht hinaus, daß er nachsehe, was es gebe. Nach einer Weile öffnete sich die Türe, und Gaut, der jüngste von den Grimssöhnen, kam herein und grüßte den Hausherrn und Ref. Er schien einen langen Ritt hinter sich zu haben. Er war mit dem Morast der Wege bespritzt und sah blaß und übernächtig aus. Ref sagte dem Oheim, wer der junge Mann war, und Gest rief ihn zu sich heran und meinte: „Du siehst aus wie einer, der Speise und Trank vor allem nötig hat. Sitz her und laß dich nicht nötigen."

Gaut ließ sich auf die Bank nieder, und eine Magd brachte noch Bier und mehr Brot und Fisch. Der Bursche aß eine Weile schweigend. Dann legte er plötzlich das Messer hin, hob seine Hand und legte sie auf Refs Hände. „Du hast es gut hier", sagte er. „Eine Heimat."

Ref wurde es unheimlich zumute. Die ganze Zeit überlegte er, warum wohl Gaut so abgetrieben daherkam. Aber er wagte nicht zu fragen. Da sagte Gest die alte Frage, die man auf den einsamen Höfen immer hörte, wenn ein Besuch kam: „Was gibt es Neues?"

Gaut hatte seine Hand wieder an sich genommen. Er war nicht gewöhnt, zu reden. Wie sollte er seine Botschaft ausrichten? Nur nicht viele Worte machen. Zunächst sagte er, was ihn am nächsten anging. „Skuf lebt auch nicht mehr", sagte er. „Wir sahen wohl das Feuer in der Nacht. Aber wir kamen zu spät."

„Welches Feuer?" fragte Gest.

„Von Weiberhalde!" schrie Gaut. „Sie haben Weiberhalde ausgebrannt, die Hunde, und alles, was darin war, verbrannt!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch, so packte ihn die Wut. Dann aber schämte er sich und war still.

Ref hatte sich an den Tisch geklammert, und krachend brach ein Stück aus der alten Tischplatte. Er merkte es nicht. Wie im Krampf hielt er sich an dem Stück Holz fest, das ihm in den Fäusten geblieben war. Sein Mund stand offen wie zu einem Schrei. Aber nur ein Stöhnen kam tief aus der Brust.

„Ja, wir sahen in der Nacht den Schein am Himmel", sagte Gaut, „Vater sah ihn, und wir ritten sogleich los. Als wir ankamen, war schon alles niedergebrannt. Auch das Vieh, die Schafe, alles verbrannt. Ganz still lohte es unter dem Nachthimmel. Es stank nach der Wolle und dem Fleisch. Aber es rührte sich nichts mehr, als die Flammen. Man konnte nun in das Feuer starren. Vater wußte sogleich, wer es gewesen war. Das war ja nicht schwer. Jetzt kamen auch noch andere an, aus den Tälern. Asgrim und seine Söhne kamen und auch Leif aus Schafbergen. Ja, Leif, der Norweger, der Schafbergen von Rannveig gekauft hat. Er schwatzte ungefragt auf Asgrim ein. Wer konnte so etwas ahnen, sagte er. Vor drei Tagen sind sie doch abgefahren mit ihrem Schiff. Sie müssen an anderer Stelle wieder an Land gegangen sein. Ich war so froh, daß sie fort waren, immer fürchtete ich Unheil, sagte er.

Aber da warf sich Vater auf Leif und wollte ihn in die Flammen stürzen. Asgrim aber und die anderen hielten ihn fest. Leif schrie, ihm sei das Unglück so leid wie uns allen. Natürlich komme ich dadurch in den Verdacht, sagte er. Aber ich werde es euch beweisen, schrie er. Das Feuer soll mich haben, wenn ich schuldig bin. Thor verzehre mich.

Und plötzlich sprang er in die Flammen, in die Glut — aber es brannte auch noch manches lichterloh. Wie einen dunklen Schatten sah man ihn durch das Feuer springen, quer durch das ganze Feuer und den glühenden Schutt. Auf der anderen Seite kam er wieder heraus. Nur sein Mantel brannte, und er warf ihn von sich und kam gelaufen, anzusehen wie ein Rasender. Da, seht, seht, schrie er, daß mich das Feuer nicht will.

Alle fanden, daß das eine tolle und verwegene Tat war. Ja, das Feuer hätte ihn wohl behalten, wenn er schuldig war. Nur seine Augenbrauen und sein Schnauzbart waren verbrannt, und so viel war er vielleicht auch schuldig, weil er die Mörder im Winter bei sich gehabt hatte. Er sah jetzt aus wie ein Finne mit seinem runden fetten Gesicht, ohne Augenbrauen und Wimpern

Wir sind dann noch nach dem Strand hinunter und sahen im Morgengrauen ein Schiff, weit draußen auf dem Meere. Mit dem Wind in den Segeln fuhr es nach Westen."

Gaut hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sprach so vor sich hin. Als er aufsah, war Ref schon hinausgegangen, und gleich darauf hörte man den Hufschlag eines Pferdes und daß jemand davonritt.

„Ja, rund um das Haus und die Schuppen hatten sie Reisig aufgehäuft", sagte Gaut noch. „Sie müssen zu fest geschlafen haben auf Weiberhalde." Aber niemand beachtete ihn mehr.

Als er den Hufschlag hörte, war Gest aufgesprungen und lief auf den Hof. „Ref!" schrie er, „Ref!" Aber der war schon in der Dunkelheit verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Gerd, das Teufelsmädel.

Skizze von J. Madlen Krog.

Ein behäbiges Pferd mit einer schlanken Reiterfigur trabte die Landstraße entlang. Als das große, rote Auto sich näherte, machte das Tier einen wilden Satz und der Reiter flog in hohem Bogen in einen Acker. Es war eine Dame, sie erhob sich jetzt etwas steifbeinig. Göring hielt an und ging auf sie zu. „Hoffentlich haben Sie sich nicht verletzt?" fragt er besorgt.

„Scheint nicht so, August war ja so freundlich, mich in weiche Erde zu befördern. Was dem alten Schaukelpferd nur eingefallen ist? Er ist doch sonst geruhsam wie eine Kuh. Es muß die abscheuliche rote Farbe Ihres Wagens sein! Ob er wohl glaubt, er wäre ein Stier? Aber das Rot ist ja wirklich um wild zu werden. Wie kann man nur so einen Wagen fahren?" fragte sie erbost.

„Ich schäme mich ja auch", gab er kleinlaut zu, „aber die Sache ist die: Ich habe ihn auf einer Wohltätigkeitslotterie gewonnen."

„Ach so", lachte sie besänftigt, „na, so sieht er auch aus!" Damit stieg sie ein.

„Wohin darf ich Sie fahren?" fragte er.

„Nach Dreilinden, Gut meines Onkels, paar Kilometer von hier geradeaus! Scheint ja ganz gut zu laufen, die Karre. Darf ich mal probieren?"

„Können Sie denn einen so großen Wagen fahren?" fragte er zweifelnd.

„Können schon, bloß Onkel läßt mich ja nicht. Ich muß ‚Schleicher' fahren."

„Schleicher? Die Marke kenne ich gar nicht."

„Glaube ich, das gibt's nur einmal! Es ist nämlich eins der ältesten und häßlichsten Autos der Welt. Sieht aus wie vom Abfallhaufen aufgelesen. Kriecht einher wie eine Schnecke, daher der Name ‚Schleicher'. Aber nicht totzukriegen. Wenn z. B. Schleicher in einen Lastwagen hineinfährt, so bleibt der bestimmt auf der Strecke, das Auto hat zwar ein paar Beulen mehr, kriecht aber lustig davon."

„Ja, wenn ich das Tempo bestaune, was Sie sich so leisten, dann kann ich Ihrem Herrn Onkel nur recht geben", rügte er.

„Fein ist das", sagte sie nur darauf. „Sie haben doch nichts dagegen, wenn wir einen kleinen Umweg machen?" Sie fuhr wirklich sehr gut, das mußte man ihr lassen. Aber auf einmal, päng! saß der Wagen fest, rührte sich nicht mehr.

„Großer Himmel, nun habe ich doch diese Moorkule vergessen! Eigentlich", sagte sie etwas schuldbewußt, „ist das nämlich überhaupt kein Fahrweg. Sind Sie böse?"

Das war Göring nun wirklich, aber was half es? Sie hatten eine halbe Stunde zum Gut zu gehen, die Kleine war hübsch und drollig, er vergaß seinen Ärger.

Ein drahtiger, hochroter, kleiner Herr empfing sie mit funkelnden Augen. „So, du Lausbüblein, was hast du denn jetzt wieder angestellt?" fauchte er, „August kommt allein zurück und wen bringst du denn da mit?"

„Göring", stellte sich der Begleiter vor und versuchte die Unfälle zu schildern.

„Onkel, du mußt gleich ein paar Leute mit Brettern usw. schicken, damit sie den Wagen herausziehen. Ich säubere mich inzwischen, und du kannst Herrn Göring auf den Schreck eine Erfrischung geben."

„Was sagen Sie zu dem Teufelsmädel, Herr Möring? Toll, wie?"

„Göring, Onkel, G ö r i n g!! Sein Wagen hat übrigens eine scheußliche Farbe."

„Na, also Göring! Warum sagst du das nicht gleich? So unhöflich, die Namen falsch auszusprechen. Kommen Sie, Herr Löring!"

Als die Herren gemütlich bei ihrem Glas saßen, verbreitete sich der Onkel voll heimlichen Stolzes des weiteren über die Streiche seiner Nichte. „Schauspielstunden nimmt sie jetzt, das ist das Neueste, Herr Söring. Was soll das, frage ich, wo sie doch mal das Gut erbt?" Göring spitzte die Ohren.

„Sollte mich nicht wundern, wenn sie Talent hätte", meinte er. „Temperament und Schneid hat sie für zwei, und hübsch ist sie auch."

Ja, das mußte ihr der Neid lassen. Sie sah zum Anbeißen aus, als sie jetzt im Türrahmen erschien. —

Zwei Wochen darauf schrieb Gerd ihrer Freundin: „Liebste Lo, denke dir, es hat geklappt! Endlich habe ich Göring mit seinem roten Monster abgefangen. Dem guten August gab ich plötzlich die Sporen, er bockte, und ich ließ mich programmäßig in den Acker gleiten. Um die Sache zu verlängern, habe ich dann das Auto ins Moor bugsiert. Onkel, der Liebling, hat gleich mit meinen verschiedenen Künsten geprahlt. Es ging wie geschmiert. Freilich hat er erst angegeben wie ein Wilder, als er hörte, daß Göring ein Produktionsleiter ist und mich für einen Sensationsfilm verpflichten will. Aber was nützt ihm das? Ich habe ihm klargemacht, daß ich durchaus nicht vorhabe, ein richtiger Filmdiwan zu werden. Na, und was ich verdiene, wird in neuen Maschinen angelegt, die brauchen wir so nötig wie's liebe Brot. Er weiß ja ganz genau, wie mir die liebe, alte Klitsche am Herzen liegt. Göring ist übrigens sehr nett. Gar nicht hübsch, dem Himmel sei Dank. So verwittert, weißt du, mit blitzblauen Seemannsaugen. Lachst du? Meinetwegen! Ich bin fabelhaft glücklich, kann ich dir nur sagen. Deine Gerd."

Kraftwerke ändern die Erntezeit.

Von Dr. Kurt Fenner.

In dem Bestreben, die Unkosten des Gartenbaues herabzusetzen und andererseits seine Erzeugnisse gleichförmig während des ganzen Jahres zur Verteilung zu bringen, sind in der letzten Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht worden, so daß die deutsche Eigenversorgung mit frischem Obst und Gemüse wesentlich gesteigert werden konnte.

Aussichtsreich erscheint vor allem die Zusammenarbeit zwischen den Gartenbaubetrieben und den industriellen Kraftwerken. So wird in den großen Wärmeaustauschern des Kraftwerkes Klingenberg in Rummelsburg bei Berlin durch Überschußdampf Wasser erwärmt, das eine mit Glas überdeckte, zehntausend Quadratmeter große Fläche beheizt. Bekannt sind in Fachkreisen ferner die Anlagen des Torfkraftwerkes in Wiesmoor. Dem Anschluß von Gartenbaubetrieben an Fernheizanlagen ist man neuerdings ebenfalls näher getreten.

Nach zweijährigen Versuchen glaubt man jetzt auch in der Lage zu sein, das Kühlwasser der Dampfkraftwerke zum Heizen der Gewächshäuser auszunutzen. In besonders hierfür entwickelten Wärmeaustauschern wird durch das Kühlwasser einer Kondensationsanlage die Raumluft des Gewächshauses erwärmt. Diesen Luftstrom wälzt ein für die Lüftung bereits eingebautes Gebläse über die Pflanzen wie auch in einem Kanalsystem durch den Boden. Auf diese Weise erhält der Frühgemüseblock von den Kraftwerken kostenlos Wärme geliefert.

Auch der bislang durch den Schornstein ungenützt entweichende Rauch wird für den Gartenbau nutzbar gemacht. Und zwar im Treibhause und im Freilande. Die Kohlensäure der Verbrennungsgase befördert nämlich — wie sich vor nicht langer Zeit herausgestellt hat — das Wachstum der Pflanzen außerordentlich. Einige Kraftwerke reinigen daher diese Dämpfe und führen sie den angeschlossenen Gartenbaubetrieben als Düngemittel zu.

Elektrisch beheizte Frühbeete gibt es nach O. Steidinger in der „Technik für alle" bei uns bisher nur etwa hundert, während in Schweden bereits jeder Gärtner eine solche Anlage besitzt. Es werden entweder blanke Eisendrähte für niedrige Spannungen von 30 bis 40 Volt oder isolierte Heiz-

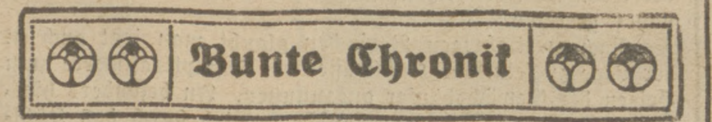
kabel für 120 bezw. 220 Volt Spannung 30 Zentimeter unter der Oberfläche im Boden verlegt. Selbständig schaltende Geräte überwachen die Temperatur des Frühbeetes. Torf, Asche, Schlacke und Sand dienen zur Wärmeisolierung des Bodens und der Seitenwände. Doch ist die Verwendung der Elektrowärme im Gartenbau in Deutschland ein noch stark umstrittenes Gebiet.

Dagegen sind die Versuche, das Wachstum der Pflanzen durch künstliche Belichtung zu fördern, außerordentlich günstig verlaufen. In den Kinderschuhen steckt noch die Elektrokultur, die Ertragsteigerung durch elektrische Reize, mit denen japanische Forscher beachtenswerte Erfolge erzielt haben wollen.

Während die Zufuhr von Wärme und Licht eine Vorverlegung der Ernte bezweckt, soll die künstliche Kälte die Verlängerung der Lieferung herbeiführen. Bislang war man der Ansicht, daß die Konservierung durch Wärme die einzige Möglichkeit wäre, die Ware für eine längere Dauer haltbar zu machen. Heute ist man zu der gerade entgegengesetzten Anschauung gekommen. Die Abkühlung auf null Grad erstrebt die Hemmung der zerstörenden Tätigkeit der Bakterien und die Verlangsamung der chemischen Veränderungen. Daneben wird in Versuchen, die recht Erfolg versprechend verlaufen, die Kühllagerung in Gasen erprobt. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Früchte in den Lagerräumen weniger schnell reifen, wenn der Sauerstoffgehalt der Atmosphäre vermindert, die Kohlensäuremenge dagegen erhöht wird. Diese Erfahrung hat man sich natürlich zunutze gemacht.

Von großer Bedeutung war vor allem die Entdeckung amerikanischer, deutscher und russischer Forscher, daß völliges — und zwar schnelles — Gefrieren eine Frischhaltung auf längere Zeit ermöglicht. Bei langsamem Gefrieren bilden sich nämlich verhältnismäßig große Eiskristalle. Diese zerstören das Gewebe. Wenn die Früchte dann auftauen, tröpfeln sie und werden schwammig. Beim schnellen Gefrieren jedoch bleiben die Eiskristalle klein und daher unschädlich. Die Entdeckung ermöglicht eine jahrzehntelange Aufbewahrung. In Amerika haben solchermaßen konservierte Früchte eine viele Stunden dauernde Beförderung durch die größte Hitze ohne Schaden überstanden.

Dank ihren zu großer Vollkommenheit ausgebildeten Methoden können die Amerikaner zu jeder Jahreszeit gutes Obst erhalten. Es ist daher durchaus begreiflich, daß sie davon — wie die Statistiken ergeben — dreimal soviel verzehren wie vor dem Kriege. Mit einer Steigerung des Gesamtbedarfes, wie sie sich auch bei uns durch weitgehende Verwendung der technischen Hilfsmittel erzielen läßt, ist natürlich eine Besserung der Beschäftigungszahl im deutschen Gartenbau verbunden.



Fünf Milliarden werden verteilt.

Fast dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem der Baron Trombetta in Kalabrien sein Leben beschloß. Bevor er das Zeitliche segnete, fühlte der Edelmann sich veranlaßt, auf einem seiner Güter eine kleine Kapelle zu errichten und zu ihrer Instandhaltung eine für damalige Verhältnisse recht erhebliche Summe auszusetzen. Bei seinem Tode stellte sich heraus, daß er keinerlei Erben hinterlassen hatte. Daher nahm die Kirche, später der Staat das Gut in Besitz. Nach 250 Jahren meldeten sich Erben des Verblichenen. Sie verlangten die Zahlung des kapitalisierten Wertes des Gutes von 1647, eine Summe von fünf Milliarden Lire. Im ganzen waren es 72 Erben, die den italienischen Fiskus wegen dieses Betrages in Anspruch nahmen, dabei allerdings wiederholt abgewiesen wurden. Im Jahre 1932 endlich erklärte sich der Staat bereit, 1300 Millionen Lire auszuzahlen, was auch angenommen wurde.

*

* **Der Kapitän der 32 Schiffbrüche.** In tiefster Einsamkeit verstarb kürzlich der Schiffskapitän Charles Leach in seinem kleinen Landhause bei Guernsey. Niemand hatte etwas mit ihm zu tun haben wollen. Man nannte ihn wohl den Kapitän des Todes. Konnte er doch den geradezu schauerlichen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, 32 Schiffbrüche mitgemacht zu haben. Der Segler „Geraldine", den er zuerst befehligte, scheiterte zwei Tage nach Beginn der Fahrt im Nebel. Von da an heftete sich der Tod an die Fersen des Kapitäns. Alle Schiffe, die er führte, verbrannten, liefen auf Sandbänke oder scheiterten auf irgend eine Weise. Zuletzt wollte kein Matrose mehr unter Leach dienen. Der Kapitän mußte auf den Fahrzeugen anderer Völker Anstellung suchen. Aber da er fast keines der ihm anvertrauten Schiffe in den Heimathafen zurückführte, gab man ihm überall in kurzer Zeit wieder den Abschied. Insgesamt hat der Kapitän des Todes unter 20 verschiedenen Flaggen befehligt.

*

* **Das indische Pompeji.** Die Kulturgeschichte Indiens war von der modernen Wissenschaft nur bis ins dritte Jahrhundert vor Christi erforscht, während das „vedische" Zeitalter, aus dem die bedeutendsten, religiösen Schriften Indiens stammten, im völligen Dunkel lag. Ausgrabungen, die im Laufe der letzten Jahre unter Leitung des englischen Forschers Sir John Marshall vorgenommen wurden, zeitigten Ergebnisse von höchster Bedeutung, da es gelang, Spuren einer Kultur zu entdecken, die aus dem dritten und vierten Jahrtausend v. Chr. stammt. Über seine großartige Forschung veröffentlichte nun Sir Marshall ein monumentales Werk. Die Ruinen von Mohenjo-Daro, aus denen er großartige Funde ans Tageslicht brachte, nennt der Gelehrte „Das indische Pompeji". Sie bedecken eine Fläche von etwa 96 Hektar, wovon nur fünf Hektar vollständig freigelegt werden konnten. Im grauen Altertum, vor etwa 5000 Jahren, war diese Stadt von breiten Straßen durchquert, die wie Strahlen von dem Stadtzentrum ausliefen. Die Häuser waren aus Ziegelsteinen gebaut, mit Türmen, Treppen, Fußböden aus Steinquadern und sogar mit Badestuben ausgestattet. Die Schmiedekunst scheint im indischen Pompeji bereits einen hohen Stand erreicht zu haben. Gold-, Silber- und Bronzegegenstände konnten gefunden werden. Auch Blei und Zink waren im Gebrauch, wobei das Letztere meistens mit Bronze liegiert wurde. Die Webekunst war sehr verbreitet. Aus zahlreichen winzigen Stoffüberresten, die man in den verkalkten Erdschichten finden konnte, ergibt sich, daß sowohl Wolle wie Baumwolle der Bevölkerung des indischen Pompeji gut bekannt waren. Eine Anzahl prachtvoller Armbänder, Ohrringe, Fußspangen u. s. w., auch viele Kriegsgeräte wie z. B. Lanzen, Dolche, Schilder, Bogen mit Pfeilen sind von Sir Marshall gesammelt worden. Die Höhe, auf der das Kunstgewerbe damals in Indien stand, wird durch die aufgefundenen Siegelringe mit eingravierten Bildern gekennzeichnet, sowie auch durch schön verarbeitete Amulette und andere kleine Schmuckgegenstände. Noch auffallender sind Siegelringe, die verschiedene Inschriften tragen. Leider gelang es nicht, diese Inschriften aus der Vedenzeit zu entziffern. Die Schrift gehört zu derselben Gruppe uralter Bilderschriften, die der Wissenschaft aus der vorelamitischen und altägyptischen Kultur bekannt sind.

Lustige Rundschau



* **Richtig erfaßt.** „Was macht dein Onkel?"
„Der stiert vor sich hin und sitzt und sitzt."
„Und wie lange hat er noch?"

*

* **„Bekanntmachung."** Auf der Brücke zum Schloß Preyl in Ostpreußen las man folgenden bemerkenswerten Satz: „Der, der den, der den Pfahl, der auf der Brücke, die nach Preyl führt, steht, umgerissen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.